

perspektiven



Nach dem Beben

Entwicklungshilfe für die viertgrößte Wirtschaftsmacht: Wie Ruth Schimanowski Chinas Hilfsorganisationen stark macht.



Unterwegs in China: In Liaoning spricht Ruth Schimanowski mit einem Pfarrer über Aids-Selbsthilfegruppen und den Sozialeinsatz von Studenten auf dem Land.

Gratwanderin. Als Physikerin und protestantische Pfarrerstochter arbeitet Ruth Schimanowski bei einer katholischen Hilfsorganisation. Die Mutter von drei Kindern ist 120 Tage im Jahr unterwegs. In China will sie das Verantwortungsgefühl der Menschen in ihrer Gesellschaft stärken. Text: Astrid Oldekop // Fotos: Sean Gallagher

Die ersten Nachrichten von dem Erdbeben hört sie im Taxi. Es ist Pfingstmontag, so gegen 15 Uhr, Ruth Schimanowski ist auf dem Weg zum Pekinger Flughafen. Viel erfährt sie nicht, die Informationen dringen nur langsam durch. Doch ihr Flug wird wieder und wieder verschoben, und als sie schließlich um zwei Uhr nachts in Kunming im Südwesten Chinas landet, mit sieben Stunden Verspätung, erfährt sie, dass Premier Wen Jiabao ins Krisengebiet geflogen ist. Für Schimanowski ein eindeutiges Zeichen. Seit neun Jahren lebt sie in China, sie hat gelernt zwischen den Zeilen zu lesen. Wenn sich der Premier einschaltet, muss etwas Furchtbares geschehen sein. Zwei Tage später zeigt das Fernsehen die ersten Bilder aus der schwer zugänglichen Region. Ruth Schimanowski ist erschüttert.

Und doch voller Hoffnung. Chinas Staatsfernsehen berichtet rund um die Uhr, die Journalisten leisten „hervorragende Arbeit“, findet die Deutsche, landesweit spenden die Menschen. „Plötzlich hatte ich das Gefühl, in einer humanen Gesellschaft zu leben, in der das Leben des Einzelnen zählt“, sagt die 34-Jährige. „Das Erdbeben hat gezeigt, dass in China eine Zivilgesellschaft entstanden ist.“

Seit drei Jahren leitet die Physikerin das Verbindungsbüro der katholischen Hilfsorganisation Misereor in Peking. Sie will dazu beitragen, dass die Menschen im Land Verantwortung für ihre Gesellschaft übernehmen. „Das muss von innen her wachsen“, sagt sie. Diese Kräfte will sie stärken – und jetzt, inmitten der Katastrophe, in der sich Chinas Gesellschaft zugänglich zeigt, scheint ihre Arbeit Früchte zu tragen.

Es käme nicht von ungefähr. Misereor ist näher an den Menschen in China als viele andere deutsche Entwicklungsorganisationen. Misereor hat keine eigenen Projekte, sondern unterstützt lokale Organisationen, nur ein Drittel davon ist katholisch. Inzwischen gibt es 500 Nicht-Regierungs-Organisationen im Land, dazu kommen 280 000 zivilgesellschaftliche Gruppen. Misereor schult die Menschen und vernetzt sie. „Es gibt noch kein Stiftungssystem.

Wir wollen Kanäle aufzeigen, damit die reicheren Schichten in China sich gesellschaftlich engagieren können.“

Für diese Arbeit ist sie ständig unterwegs. 120 Tage im Jahr reist sie, die restliche Zeit ist sie in ihrem 30 Quadratmeter großen Büro im Osten Pekings anzutreffen, an dessen Wänden Zeichnungen ihrer drei Kinder, Aktionsplakate aus Hongkong sowie Fotos lachender Menschen und viele Mitbringsel ihrer Reisen hängen. Täglich kommt ein Besucher vorbei und bittet um Hilfe. Ruth Schimanowski bewertet die Anfragen, schickt lokale Berater zu den Projektpartnern oder stimmt ihre Teilnahme an Diskussionsrunden ab. Denn diskutieren, das kann sie. Einen Dolmetscher braucht die 34-Jährige jedenfalls nicht. Ganz gleich,

Ruth Schimanowski

Als sie fünf ist, ziehen ihre Eltern nach Afrika. In **Tansania und Kenia** wird die Pfarrerstochter in Internaten groß, ist Klassenbeste und Schulsprecherin. Mit 15 kommt sie mit ihrer Familie nach **Berlin**. Dort macht sie als Schulbeste das Abi und nimmt an einem Hochbegabten-Projekt teil. Nach der Schulzeit lebt Schimanowski ein Jahr lang in **Taiwan**. Von 1993 bis 1999 studiert sie Physik in **Berlin** und **New Orleans** und erhält den Physik-Studienpreis der Heraeus-Stiftung. Beim zweijährigen DAAD-Programm „Sprache & Praxis“ lernt sie ihren Mann kennen. Sie vertieft ihr Chinesisch und arbeitet bei Boehringer Ingelheim in **Schanghai**. In dieser Zeit wird das erste von drei Kindern geboren. Die deutsche Familie beschließt, in China zu bleiben, ihre Kinder kennen Deutschland nur aus dem Urlaub. Zunächst arbeitet Schimanowski als Lokalkraft der deutschen Botschaft in **Peking**, seit November 2004 leitet sie die Misereor-Verbindungsstelle in Peking.

ob Deutsch, Englisch oder Chinesisch – die Worte sprudeln nur so aus ihrem Mund. Und immer so schnell, dass sie ganze Redewendungen durcheinander wirft und die Leute über den Tisch „haut“, statt über den Tisch „zieht“. Trotz aller Eile zeigt sie eine große sprachliche Sensibilität. „Wenn ich mit chinesischen Regierungsleuten rede, benutze ich manche Ausdrücke nicht – so lange, bis sie selbst das Wort benutzen. Dann sage ich: Genau das ist es.“

Ihre Worte unterstützt sie mit ausladenden Handbewegungen, ihre Mimik spricht Bände. Was die Frau mit den strahlend blauen Augen und dem markanten Kinn als Fähigkeit zur nonverbalen Kommunikation beschreibt, fällt in China auf, wo Körpersprache sparsam ist und Gesichter oft ausdruckslos bleiben. Auch deshalb liest sie nun wie die Chinesen ihre Reden ab. „Mir fallen spontan keine Floskeln auf Chinesisch ein, Plattitüden passen nicht zu mir.“

„Wenn man mit ihr zu tun hat, kann man nicht lange misstrauisch sein, ob sie eine zweite Agenda verfolgt“, beschreibt Arvid Enders, ihr ehemaliger Chef an der deutschen Botschaft Peking, ihr Auftreten. „Sie liebt China, möchte etwas bewegen, reißt alle mit und macht Dinge möglich. Sie schafft Vertrauen durch Wahrhaftigkeit.“

Dazu gehört manchmal auch, nahe liegende Dinge nicht zu tun. Ins Erdbebengebiet zum Beispiel reist sie nicht. „Als ich gehört habe, dass die japanischen Helfer mit rotem Teppich empfangen wurden, wusste ich, dass es keinen Mehrwert hat, wenn ich auch noch in dieses Chaos fliege“, sagt sie. „Ich möchte das Gefühl der Betroffenheit bewahren, bis wir etwas machen können.“ Deshalb spricht sie jetzt mit Partnern über Hilfsmöglichkeiten, abseits der Katastrophenhilfe, die Misereor nicht leistet. Das können zum Beispiel Projekte zur Trauma-Arbeit sein oder auch der Aufbau von Schulen, gekoppelt mit Lehrer-Trainings.

Die ersten Programme werden in sechs Wochen beginnen, schätzt man in der Misereor-Zentrale in Aachen. Dort hin berichtet Schimanowski regelmäßig. Der verantwortliche China-Referent wiederum plant das Budget, überweist das Geld direkt an die chinesischen Partner und schreibt die neue China-Strategie: Künftig wird jedes Pro-

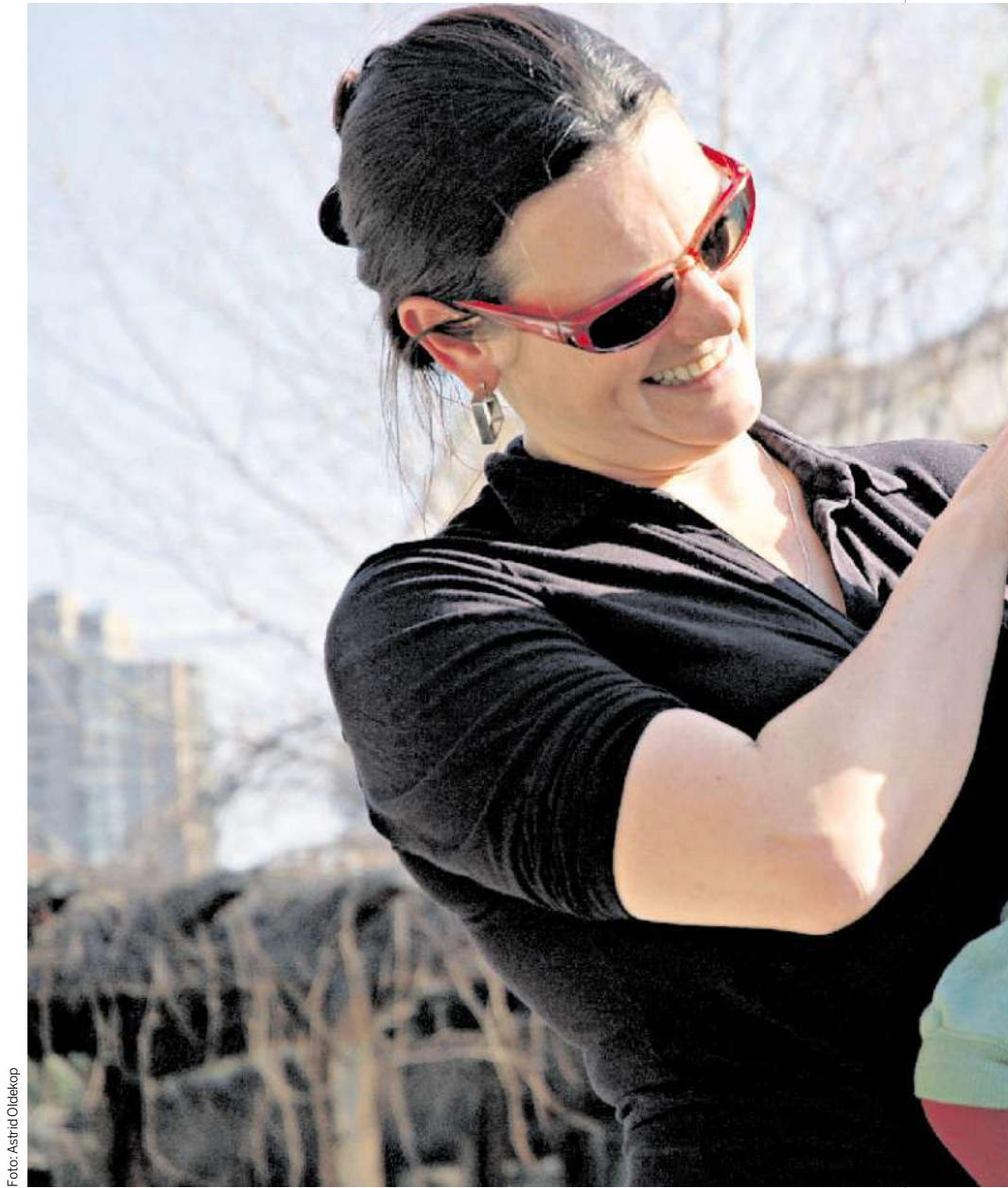


Foto: Astrid Olschok

Täglich einen Besucher, 120 Tage im Jahr auf Reisen, zu Hause drei Kinder: Ruth Schimanowski in ihrem Pekinger Büro (l.), mit ihrem jüngsten Sohn (Mitte) und mit Patienten in einem Shenyanger Krankenhaus (r.) nach dem Treffen mit einer Aids-Selbsthilfe-Gruppe.

jekt geprüft, ob es einen Beitrag zum politischen Dialog leistet. Transparenz, Menschenwürde und Bürgernähe sind die Schlagwörter. Auch sollen die chinesischen Partner einen großen Teil selbst finanzieren.

Was Schimanowski tut, erhält kein großes Feedback in den Medien, denn obwohl China ein wichtiger Asien-Schwerpunkt von Misereor ist, listet das Hilfswerk weder das Land noch das Verbindungsbüro in Peking auf seiner Webseite auf. Es geht darum, die Partner vor Ort zu schützen, heißt es in der Zentrale. Sicher spielt dabei auch die kirchenpolitische Brisanz und die schwierige Situation der fünf Millionen Katholiken und der ebenso großen Untergrundkirche in China eine Rolle.

Zudem ist es hierzulande nicht einfach zu vermitteln, warum Deutsche spenden sollen – für die viertgrößte Wirtschaftsnation mit den weltweit höchsten Währungsreserven, deren Wirtschaft seit über einem Jahrzehnt zweistellig wächst. Entwicklungshilfe für China ist umstritten und wird weniger. 67,5 Millionen Euro fließen zurzeit nach China, zwei Drittel sind verzinsten Darlehen.

In China steigt zwar der Wohlstand, doch er bringt heftige soziale Spannungen: zwischen dem reichen Osten und dem armen Westen, den Dörfern und den Städten und auch innerhalb der Städte. Ein Ausbruch dieser Konflikte würde die gesamte Weltwirtschaft betreffen.

Und weil sich der chinesische Staat aus seiner Versorgerrolle zurückgezogen und ein Vakuum hinterlassen hat, sind Bildung und Gesundheit für ganze Gruppen unbezahlbar. Entwicklungshilfe in China bedeutet heute deshalb immer auch Unterstützung beim Entstehen einer Zivilgesellschaft. Nur langsam lernen die Menschen in China, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen, Selbsthilfegruppen zu gründen und für ihre Rechte zu kämpfen.

Misereor unterstützt heute 90 Projekte mit jährlich 2,7 Millionen Euro. Die Bandbreite reicht von Finanzworkshops über Umweltschutz, Hilfe für Wanderarbeiter, vernachlässigte alte Frauen, Prostituierte, Drogenabhängige, Aids-Selbsthilfegruppen bis hin zur Unterstützung von Minderheiten wie etwa eine arabische Frauenschule in Gansu, die den Frauen der Hui-Minderheit die Möglichkeit gibt, das Haus zu verlassen und sich zu vernetzen.

Vertrauen schaffen, das ist Schimanowskis Hauptaufgabe dabei. Vielleicht liegt es an Chinas großer Schrifttradition, dass sich die Partner scheuen, Analysen oder Kritik

aufzuschreiben und endgültig zu machen. In China haben selbst die Hilfsorganisationen Angst, kopiert zu werden. Die 34-Jährige ist da, wenn ein Partner lieber sprechen will und übermittelt die Einschätzungen an die Zentrale. So ungewöhnlich ihre Position bei Misereor ist, so ungewöhnlich ist auch ihr Lebenslauf. Aufgewachsen ist die gebürtige Wittenerin in Afrika. Dorthin, auf tansanische Dorf, zog sie mit ihrer Familie 1978. Ihr Vater hatte eine Pfarrersstelle angenommen und betreute 200 Gemeinden. Die Familie wohnte in einem alten Missionshaus, die Mutter arbeitete als Krankenschwester, die Kinder besuchten ein 30 Kilometer entferntes Internat. Es ist die Zeit, in der es im Land nur für drei Stunden Strom am Tag reicht und die Lebensmittel rationiert sind. Trotzdem fühlte sich Schimanowski reich. „Wir waren die Privilegierten, wir haben uns nie arm gefühlt im Vergleich zu den anderen.“

„Sie setzt ihre Afrika-Erfahrung in ein Verhältnis zu China“, sagt Michael Kropp heute, Schimanowskis Chef bei Misereor. „Wenn sie fragt, was Armut ist, hat sie immer den Vergleich mit Afrika. Diese Erfahrung ist sehr wertvoll für Misereor.“ Wenn der Vater zu einem Gottesdienst

fuhr, war die Ladefläche seines Landrovers überfüllt, zwischen den Menschen Hühner und immer die vier weißen Kinder, denen der Ruf „Misungu – Weiße“ vorauselte.

Heute eilt ihren eigenen drei blonden Kindern in China der Ruf „Laowai – Ausländer“ voraus. Dennoch sagt sie: „Wir geben unseren Kindern eine gute Balance. Sie lernen ihre eigenen Wurzeln kennen und erfahren andere Kulturen.“ Doch sie weiß auch, dass Kinder nur begrenzt belastbar sind. Deshalb erspart sie ihnen ihre eigene Internatserfahrung und schickt sie auf die deutsche Schule. Ihr Mann, der halbtags bei Misereor arbeitet, bleibt in Peking, wenn sie auf Dienstreise ist. „Es ist beruhigend für die Kinder zu wissen, dass die Eltern in der Nähe sind.“

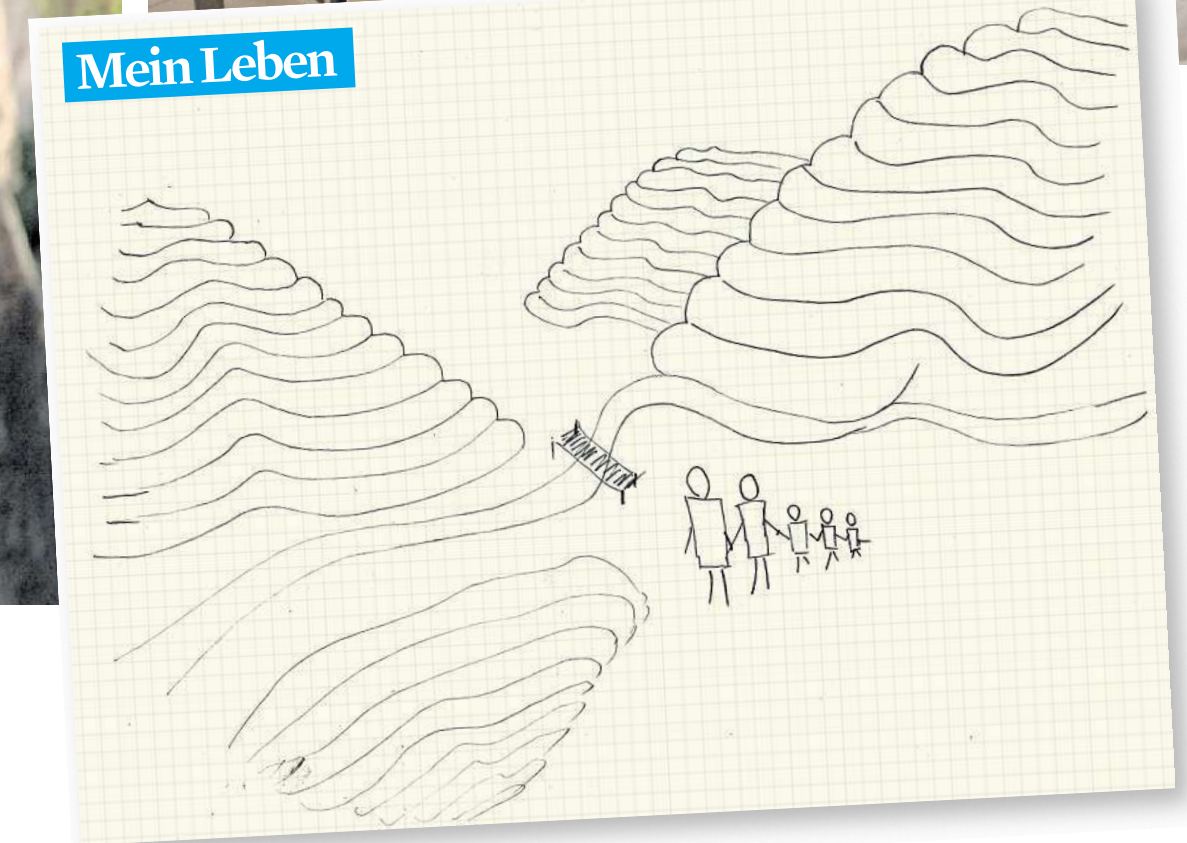
Als Schimanowski 15 ist, zieht die Familie nach Deutschland und lebt in Berlin erstmals für längere Zeit zusammen. Nach dem Abi verbringt Schimanowski ein Jahr in einer taiwanesischen Pfarrersfamilie, die kein Englisch spricht. Harte Zeiten für jemanden, der so gerne redet. „Chinesisch ist nicht innerhalb von zwei Monaten zu lernen“, stellt sie fest. „Über lange Zeit hinweg hatte ich keine Möglichkeit, mich mitzuteilen, das war sehr anstren-

Alle wollen helfen: Kurz vor Olympia steht China vor großen Herausforderungen

China unter Schock. Das schwerste Erdbeben in der Geschichte der Volksrepublik, von dem am 12. Mai ganze Städte in der Westprovinz Sichuan ausradiert wurden, hat das 1,3-Milliarden-Volk in seiner Seele tief erschüttert. **Die Katastrophe zeigt auch ein neues China:** Im ganzen Land spenden die Menschen für die Opfer, in Scharen sind Chinesen aus anderen Provinzen als freiwillige Helfer ins Krisengebiet gezogen. So eine öffentliche Hilfsbereitschaft habe er noch nie erlebt, sagt ein deutscher

Manager, der schon lange in China arbeitet: „Alle wollen helfen.“ Die Ansicht, Chinesen würden der konfuzianischen Lehre folgend nur an sich und die eigene Familie denken, werde gerade täglich widerlegt. Das Beben hat alles ins Wanken gebracht – selbst alte Vorurteile. Auch das hat es noch nie gegeben: Erstmals wurde von der Führung in Peking eine **dreitägige Staats-trauer für die Opfer einer Katastrophe angeordnet.** Bisher war dies nur für den Tod von Staatsführern

vorbehalten. Eine Woche nach der Katastrophe, um 14.28 Uhr, stand das Milliardenvolk, das sonst nie inne hält, still. **„Desaster“** – so beschrieb eine Zeitung die Gefühlslage der Chinesen. Inzwischen wird mit 72.000 Opfern gerechnet, gibt es bereits 250.000 Verletzte, sind durch das Unglück fünf Millionen Menschen obdachlos, sollen zwölf Millionen umgesiedelt werden. China steht nicht nur unter Schock. China steht im Olympajahr auch vor großen Herausforderungen. **Andreas Hoffbauer**



Für Perspektiven hat Ruth Schimanowski ihr Leben gemalt. „Reisfelder gibt es in Afrika und China“, sagt sie. „Von oben sieht alles wunderbar aus, das ändert sich, wenn man im Tal ist. Dort baue ich Brücken.“

gend.“ Was andere mit Kulturschock oder Krise bezeichnen würden, ist für Schimanowski immer nur eine „Anstrengung“, die sie mit Disziplin und Fleiß überwindet. Sie hält sich fest an den Parallelen zwischen dem Leben in einer deutschen und einer chinesischen Pfarrersfamilie, sucht Trost in Musik und Basketball, in ihrer Freizeit malt sie chinesische Zeichen zur Entspannung.

Zurück in Deutschland studiert sie Physik und legt ein Auslandsjahr in New Orleans ein. Auf dem Rückflug klebt sie eilig ihre Diplomarbeit zusammen, denn ihr Textverarbeitungsprogramm ist zusammengebrochen. Sie erhält den Heraeus-Studienpreis. Eine Karriere in Wissenschaft und Wirtschaft steht der Physikerin offen.

Doch sie schlägt einen anderen Weg ein und entscheidet sich für ein zweijähriges DAAD-Programm in China, bei dem sie ihre Sprachkenntnisse perfektioniert und bei Boehringer Ingelheim arbeitet. Sie lernt ihren Mann kennen, einen von China begeisterten deutschen Wirtschaftswissenschaftler und Sinologen. Im 50. Stock eines Pekinger Hochhauses inszenieren die beiden eine traditionelle chinesische Hochzeit: Schimanowski in rotem Kleid mit selbst genähtem Schleier und ihr Mann im chinesischen Anzug mit roter Schleife verbeugen sich voneinander, vor dem Erdaltar und vor den Eltern. Nachdem der rote Schleier gelüftet ist, füttern sie sich gegenseitig mit langen Nudeln – Symbol für ein langes Leben –, essen ungekochte Maultaschen – Symbol für die Fruchtbarkeit –, trinken überkroch Alkohol aus Kürbisschalen. Nur ein Walzer und der Kuchen erinnern an Deutschland.

In diese Zeit fällt ihre große Niederlage. Sie bewirbt sich beim Auswärtigen Amt, besteht die schriftliche Prüfung für den Höheren Dienst, doch erhält nach dem Assessment Center die Absage. Heute versteht sie die Entscheidung. „Man muss Verständnis für Verwaltungsvorschriften haben und sich bewusst vom Gastland distanzieren.“ Das kann sie nicht. Damals nagt die Absage sehr an ihrem Selbstbewusstsein. Denn einen Plan B hat die junge Frau nicht. Ein Vorstellungsgespräch bei Bosch in Stuttgart sagt die Physikerin ab, die Familie will in China bleiben. Als sich Schimanowski völlig überqualifiziert als Lokalkraft

für das Kulturreferat bei der deutschen Botschaft in Peking vorstellt, trifft sie auf ihren ehemaligen Internatskameraden Arvid Enders. Der erkennt in ihr einen „absoluten Rohdiamanten“, „Sie arbeitet schnell, solide, gewissenhaft, fehlerfrei und immer engagiert“, sagt Enders. „Sie sucht den direkten Weg, ist zielstrebig, schnörkellos und höflich unkompliziert.“ Als Schimanowski die Arbeit beginnt, spricht sie zwar viel, meidet aber den Blickkontakt mit ihren Gesprächspartnern. „Als sie gemerkt hat, dass sie den Job gut macht, ist sie aufgeblüht“, erzählt Enders.

„Sicherheits- und Karriereüberlegungen spielen bei ihr keine Rolle.“

Arvid Enders über seine ehemalige Mitarbeiterin Ruth Schimanowski

2004 kommt sie schließlich zu Misereor. Während die anderen Teilnehmer des Vorbereitungsseminars über die finanziellen Nachteile der Entwicklungsarbeit klagen, ist es für sie ein finanzieller Aufstieg. 2007 wird das dritte Kind geboren. „Wie viel Energie Kinder auffressen, hab ich nie gedacht“, sagt die 34-Jährige. „Ich dachte, das kann man auch so wie alles andere machen. Das dritte Kind hat mich sehr an meine Grenzen gebracht.“ Die Familie wohnt in einer chinesischen 165-Quadratmeter-Wohnung in der Nähe des Büros. Die Miete kostet 800 Euro im Monat. In der Nachbarwohnung, die renoviert wird, wohnen Dutzende Bauarbeiter. Vom Fenster aus blickt man auf einen Schulhof, auf dem morgens Kinder exerzieren. „Es ist gut, dass wir so wohnen“, sagt Schimanowski. „Denn so vergessen wir den Mainstream nicht.“ Vor dem Einzug kommt die Sicherheitspolizei zu den Nachbarn. Nach jeder Auslandsreise muss sich Schimanowski aufwändig neu registrieren. Diese Schikanen, die angespannte Stimmung vor Olympia, insbesondere seit den Tibet-Unruhen, die patrio-

tischen Propagandatöne, die seit Montag die Berichterstattung über das Erdbeben beherrschen – all das zwingt Schimanowski, regelmäßig Bilanz zu ziehen. Dann fragt sie sich, wie weit es tatsächlich mit der Zivilgesellschaft in China ist und weiß, dass der Dialog, den Misereor fördern will, dringend gebraucht wird. „Man baut sich hier einen Lebensmittelpunkt auf, und dann hängt alles an einem seidenen Faden.“ Es gibt Momente, in denen sie ernüchert ist über ihre eigene Situation. „Man bleibt hier immer Ausländer, es ist unmöglich, in diese Gesellschaft hinein zu

kommen“, sagt sie, von der Kollegen behaupten, sie begeben sich in der fremden Kultur wie ein Fisch im Wasser. Wohin sie ihr nächster Schritt führt, weiß sie nicht. „Mein Herz hängt nicht so an China, ich könnte auch nach Afrika gehen“, sagt die Deutsche. Arvid Enders attestiert ihr eine aussichtsreiche Zukunft. „Wenn sie es möchte, wird sie einen weiten Weg gehen. Sie sucht aber keine Kränze, sondern einen erfüllenden Job, mit dem sie ihre Familie verbinden kann.“

„Ein ganz großer Wechsel kommt nicht mehr“, weiß Ruth Schimanowski. Doch Pläne hat sie zuhauf. Eigentlich, so sagt sie, müsse man ein paar Jahre lang forschen, welche Möglichkeiten die Menschen haben, das globale Schicksal zu beeinflussen, in einer Welt, in der die Nationalstaaten an Macht verlieren. Oder, ein anderer Plan, sich mit der Verteilung des Wassers beschäftigen. Ihr großes Vorbild ist ihre Mutter. Die hat mit 40 und mit vier Kindern ein Medizinstudium begonnen. Denn eines steht fest für das Energiebündel: „Es gibt keine Altersgrenze.“